

Neu auf CD

Bei aller Liebe: **Leonard Cohen**, dieses Jahr 80 geworden, klingt gerade auf seinen Studioalben manchmal wie ein aus dem Altenstift geflüchteter Alleinunterhalter, nichts als sein Billig-Key-board unter dem Arm. Ein Eindruck, der sich im Konzert zum Glück (meist) verflüchtigt, so auch auf dem aktuellen Album



„Live in Dublin“, das im September 2013 aufgenommen wurde. Drei CDs, davon eine nur mit den Zugaben, plus eine DVD, erfreuen nicht nur den eingefleischten Cohen-Fan: volles Haus, gute Vibrationen, der Meister in Anzug und Hut souverän und gelassen, von Engelstimmen umgeben. Fast wie Weihnachten!

Ähnlich besinnlich ist das neue, lang erwartete ECM-Album des tunesischen Jazz-Komponisten und Oud-Spielers **Anouar Brahiam**, der sich auf „Souvenance“ erstmals an ein Streichorchester heranwagt. Wer ihn noch nicht kennt, sollte vielleicht mit intimen Werken wie zuletzt „The Astounding Eyes of Rita“ beginnen. Wer ihn schon kennt, wird in dem größeren, freieren Rahmen ebenfalls die Stärken



von Brahams einzigartigem, sehr emotionalen Stil erkennen können. Mit dem Orchestra della Svizzera Italiana schuf er hier nämlich weniger Jazz als breitangelegte Filmmusik, die (auch von den Ereignissen des Arabischen Frühlings inspiriert) zart zwischen der im Titel aufgerufenen Erinnerung, Hoffnung und Ungewissheit schwankt.

Da tut, zur Abwechslung, ein bisschen Karneval gut. Zum Beispiel von der brasilianischen Sängerin und Gitarristin **Badi Assad**, die sich nach sechs Jahren mit



„Love and Other Manias“ quicklebendig zurückmeldet. Mit einer stilistischen Bandbreite und Selbstsicherheit, wie man sie etwa auch von ihrem Landsmann Caetano Veloso gewohnt ist, mischt sie elegant Jazz und Pop, im Zentrum des mitreißenden Wirbels von Gefühlen und Klängen immer die durchdringende helle, höchst flexible Stimme. Für den beschwingten Tanz ins neue Jahr ideal...

Wolf Ebersberger

NZ Feuilleton

Telefon: (09 11) 2351-2084
Fax: (09 11) 2351-133207
E-Mail: nz-feuilleton@pressenetz.de

Yuval Lapid schlägt Brücken zwischen Therapie und Theologie

Wie einst ein wandernder Rabbi

Sein Name steht, wie der seiner berühmten Eltern, für eine Versöhnung und Verständigung von Judentum und Christentum. Yuval Lapid (53) ist promovierter Religionswissenschaftler, der eine Brücke zwischen Theologie und Therapie baut.

NZ: Yuval Lapid, Sie tragen einen großen Namen. Ihr Vater Pinchas Lapid hat den Christen das Christentum in unnachahmlicher Weise erklärt. Auch ihre Mutter Ruth ist eine bekannte Religionswissenschaftlerin. Wie geht es dem Sohn?

Yuval Lapid: In den Anfangsjahren meiner öffentlichen theologischen Auftritte wurde ich regelmäßig über meine Sohnschaft definiert – mit den Jahren durfte ich meine eigene theologische Kompetenz und Expertise erarbeiten. Heute bin ich nicht mehr in erster Linie der Sohn berühmter Eltern, sondern Yuval Lapid mit seinem unverwechselbaren Charme, Charisma und Esprit und erst in zweiter Linie der Sohn besagter Eltern. Diese Veränderung war ein jahrelanger harter Entwicklungsprozess, dessen reiche Früchte ich nunmehr ernten darf.

NZ: Sie sind Religionswissenschaftler aber auch Therapeut. Wie verträgt sich Theologie mit Therapie?

Lapid: Theologie und Therapie vertragen sich vorzüglich – denken wir nur an Rabbi Jesus von Nazareth, den großen Juden im Heiligen Land, der keinesfalls nur Prediger und hervorragender Bibelkenner war, sondern zusätzlich und in direkter Verbindung mit seiner Bibelexpertise Menschen in ganz Palästina (Juden wie Nichtjuden) bei jeder sich bietenden Gelegenheit heilen konnte, wie uns die Evangelien detailliert berichten. Es ist justament die genaue Bibelkunde, die mich in den Stand versetzt, den sich mir anvertrauenden Menschen mit der Kraft biblischer Gedanken und Weisheiten Heilung aus göttlichen Quellen zufließen zu lassen.

NZ: Fast alle Feste des Judentums haben eine annähernd zeitliche Analogie im Christentum: Chanukka – Weihnachten; Pessach – Ostern; Sukkot – Pfingsten. Das so genannte Neue Testament ist ohne das Alte nicht zu denken. Ist es verwunderlich, dass Martin Luther anfänglich gedacht hat, dass sich Judentum und Christentum wieder annähern könnten?

Lapid: Natürlich ist es nicht verwunderlich, dass Martin Luther so dachte. Es war aber ein kardinaler Trugschluss des Reformators, davon auszugehen, dass alle Juden Christen werden müssten. Warum ging Luther nicht von der umgekehrten Erwartung aus, alle Christen in die jüdische Mutterreligion zurückzuführen, aus der sie vollständig und vollkommen entsprangen? Schließlich waren laut Mitteilung der Evangelien und Apostelgeschichte die ersten Christen und Christinnen in Jerusalem anerkannte Juden und Jüdinnen, die Hebräisch sprachen und die jüdischen Gebete in Hauskreisen und Tempel beteten.

NZ: Aber da waren doch auch andere Einflüsse, oder?

Lapid: Das Christentum hat sich aus dem Judentum „herausentwickelt“ und so gut wie alle seine charakteristi-



Yuval Lapid mit Tallit (Gebetsmantel) und Tora

Foto: privat

sehen Glaubensbestandteile aus der jüdischen Mutterreligion übernommen. Aus diesen übernommenen Baustoffen bildete sich im Laufe der Jahrhunderte eine eigenständige christliche Religion, die zwar Parallelen zur jüdischen Ursprungsreligion aufweist, aber deutlich separiert neben dem Judentum steht und besteht. Martin Luthers Ehrgeiz, Juden zu Christen „manipulieren“ zu wollen, zeugt von eklatanter Rücksichtslosigkeit und Überheblichkeit.

NZ: Ist das Christentum also eine jüdische Sekte, wie manche Kritiker ätzen?

Lapid: Das Christentum war in seiner biblischen und frühen postbiblischen Phase ein „Seitenarm“ des jüdischen Mutterglaubens. Die frühen Christen und Christinnen waren tora-ergebene Juden, die zusätzlich zu ihrem jüdischen Basisglauben die messianische Komponente aufwiesen, d.h. in Rabbi Jesus von Nazareth den im klassischen Judentum angekündigten und erwarteten Messias (hebräisch für Gesalbter) erlebten. Mit der konstantinischen Etablierung des katholischen Glaubens als Staatsreligion im vierten Jahrhundert wurde das bestehende Judentum als „archaische und überholte“ Religion verfeimt und veräußert. Juden wurde das Recht auf eigenständige Religionsausübung erschwert und im Verlauf der

Geschichte verboten. Im Zuge der Verselbstständigung des ehemaligen „messianischen Seitenarms“ des Judentums bildete der katholische, später protestantische Glaube, eine eigene Glaubenspraxis heraus, die sich von ihren ehemals tiefen jüdischen Wurzeln abschneidet und stattdessen einen virulenten glaubenszugehörigen Antijudaismus, später Antisemitismus, generierte. Das heutige Christentum betrachte ich als selbstständige Religion, die sich weltweit – in unterschiedlichem Ausmaß – darum bemüht, ihre abgeschnittenen jüdischen Wurzeln in ihren großen Baustamm wieder einzupflanzen.

NZ: Sie leben in Deutschland. Wie reagieren Sie, wenn Sie wieder mal gefragt werden, warum die Israelis die Palästinenser so schlecht behandeln?

Lapid: Ich streiche immer wieder hervor, dass ich ein in Israel geborener Jude bin, der seit über vierzig Jahren in seiner neuen Wahlheimat Deutschland lebt und wirkt. Wenn meine christlichen Mitmenschen meine derzeitige deutsche Identität akzeptieren, was überwiegend der Fall ist, beantworte ich sehr gerne Fragen hinsichtlich der Konflikte in meiner ersten Heimat Israel. Als deutscher Jude, der seine deutsche Heimat tief in sein Jüdenherz geschlossen hat, spüre ich eine bleibende Loyalität und Solidarität meinen jüdischen Glaubensge-

schwistern im Land der Bibel gegenüber und setze mich entschieden für eine realitätsgerechte Wahrnehmung der politischen Lage in Israel ein. Ich betrachte die Tatsache, dass ich Deutscher und Israeli sein darf, als großes Geschenk und Aufgabe, weil ich dadurch ein Brückenbauer nicht nur zwischen Christen und Juden in deutschen Ländern, sondern darüber hinaus auch in politischer Hinsicht zwischen Israelis und Deutschen in beiden Ländern, in denen ich mich heimisch fühle.

NZ: Alle Religionen tragen auch eine Friedensbotschaft mit sich. Religionen können aber auch Motor für Gewalt, Krieg und Terror sein. Warum, in Gottes Namen, ist das so?

Lapid: Religionen, wenn sie mit Macht und Ansehen eine Allianz eingehen, laufen seit Jahrtausenden Gefahr, die sich ihnen anschließenden Gläubigen zu manipulieren und zu missbrauchen. Macht macht blind für die allen Religionen zugrundeliegenden ethischen Werte der Nächsten- und Gottesliebe. Den Machthabern aller Religionsgemeinschaften geht es nicht mehr um Glaubensinhalte, sondern um Herrschaft, Prestige und Kadavergehorsam ihrer Untergebenen. Unsere heutige Aufgabe angesichts der weltweiten Eskalation von Gewalt und Unrecht im Namen der Religion besteht darin, vermehrt auf menschengemachte Machtgelüste und Überheblichkeitsallüren zu verzichten und zur Gleichberechtigung aller Gläubigen in Verbindung mit den in der Bibel bzw. den jeweiligen Glaubensurkunden verbrieften Grundgedanken der Mitmenschlichkeit zurückzukehren.

NZ: Glauben Sie, dass man gottlos religiös sein kann?

Lapid: Ohne ein grundlegendes Bewusstsein eines alles tragenden und erschaffenden Gottes, wie immer man ihn/Sie bezeichnen möchte, kann man nach meinem Dafürhalten, nicht authentisch religiös bzw. gläubig sein. Das Wort Religion stammt aus der lateinischen Sprache und bedeutet Rück-halt bzw. Rück-verbinding und impliziert einen Halt in einer Kraft, die mein vergängliches menschliches Ego übersteigt. Nur diese persönliche Verankerung in einem übergeordneten Gott garantiert eine wahrhaft religiöse bzw. glaubensgetragene innere Überzeugung und zieht entsprechende Handlungen nach sich.

NZ: Warum sind Sie eigentlich nicht Rabbiner geworden?

Lapid: Ich habe mich aufgrund meiner tiefen inneren Berufungserfahrung entschlossen, als „nomadischer Wanderprediger“ im Geiste Rabbi Jesus von Nazareth und Rabbi Saulus-Paulus von Tarsus zu agieren. Ich brauche aufgrund meines großen Freiheitsdranges viele persönliche Entfaltungsmöglichkeiten und minimale Freiheitsbeschränkung. Als ordiniertes Rabbiner wäre ich mit den üblichen amtspezifischen Kasualien (Beschneidung, Konfirmation, Hochzeit, Bestattung, regelmäßige Gottesdienste, Beratungsgespräche) betraut, was meine intensiven interreligiösen theologischen Bemühungen ersticken würde. Fragen: Raimund Kirch

Nachhaltige Aktion im Lesecafé Erlangen

Vielleicht einmal ganz anders schenken?

Nur noch zwei Tage bis Weihnachten! Also schnell lossparnen und (noch mehr) Geschenke kaufen. Oder vielleicht mal innehalten und fragen: Brauche ich das? Will ich das? Das Lesecafé in Erlangen stellt sich gerade jetzt diesen Fragen.

Weihnachten, das Fest der Liebe? Längst eher das Fest der Geschenke. Oft auch der überflüssigen Geschenke. Kaum ist der Christbaum entsorgt, fängt das Aufräumen an; so manches Geschenk landet rasch im Keller, wenn nicht gleich im Müll.

Als Alternative gibt es die Umsonstläden. Doch auch da kennt man die Kategorie der „Dinge, die die Welt nicht (mehr) braucht“, und so wird nicht nur zur Weihnachtszeit manche Gabe zurückgewiesen. Gut, dass es die kleinen Geschwister der Umsonstläden gibt, die Umsonstregale und -kisten. Sie sind meist willige Abnehmer für alles, was man selbst nicht mehr braucht und will, was aber (noch) viel zu gut zum Wegwerfen ist.

Ein Erfolgskonzept, und vor allem emotional befriedigend für die Gebenden. Andere mit dem wertvollen Zuviel an eigenem Besitz zu beschenken, verleiht schon ein gutes Gefühl.

Ein Blick hinter die Kulissen des Erfolgskonzepts Umsonstkiste bot sich in den letzten Monaten im Lesecafé in der Erlanger Altstadtmarktpassage, einem Projekt im Forum Nachhaltigkeit der Volkshochschule. Da dreht sich viel um das Thema „Essen“, aber auch der Blick über den Tellerrand gehört zum Konzept: Die Förderung der Nachhaltigkeit auf allen Ebenen nämlich.

So entstand die Idee, vor dem Lesecafé eine Umsonstkiste aufzustellen, die auf Gaben wartete – und sie kamen. Neben schönen, brauchbaren Dingen leider auch in Gestalt von halbleeren Cremetuben, toten Akkus, einzelnen alten Schnürsenkeln. Irgendwann war die Erkenntnis unvermeidlich: Die Umsonstkiste war kein Beitrag zur Nachhaltigkeit, sie war eine Mini-Müllumladestation. Sie half, Überflüssiges umzuverteilen, bewegte aber niemanden zum Nachdenken oder gar bewussteren Kaufverhalten.

Aufgeben? Gibt's nicht! Demnächst wird eine neue Idee umgesetzt. Im Café (statt vor der Tür) wird ein „Verschenkregal“ aufgestellt. Und es wird Spielregeln geben. So akzeptiert das Regal nur einen Gegenstand pro

Besuch. Und es ist neugierig: Es möchte die Geschichte kennenlernen, die den Gegenstand und den Menschen verbindet, der ihn verschenken will. Auf einem Kärtchen muss der Gast, der etwas ins Verschenkregal legt, kurz schreiben, was ihn mit dem Gegenstand verbindet und warum er sich jetzt von ihm trennt. Dafür erfährt er aber auch, warum ein anderer Cafébesucher ihn mitnimmt – denn auch der Beschenkte ist eingeladen, seine Beweggründe auf das Kärtchen zu schreiben, und welche Zukunft den mitgenommenen Gegenstand erwartet.

„Schenke mit Bedacht, nimm mit Bedacht und überlege, was du wirklich brauchst“, das ist die Botschaft des Verschenkregals. Die Mitarbeiter des Lesecafés sind gespannt, ob und wie sie angenommen wird. Was werden die Gäste mitbringen? Und welche Geschichte werden sie dazu schreiben? Wenn das Regal an der Silvesterfeier (Buffet ab 19 Uhr, Reservierung erforderlich unter ☎0175/9186494) erstmals aufgestellt und befüllt wird, dürfte darunter sicherlich auch das eine oder andere Geschenk sein, das nur wenige Tage zuvor noch unter dem Christbaum lag... ta

Nobelpreis in Frauenhand



Die Schwedische Akademie für den Literaturnobelpreis soll erstmals in ihrer über 200-jährigen Geschichte von einer Frau geführt werden. Der Historiker und Schriftsteller Peter Englund wird sein Amt als Ständiger Sekretär des Gremiums Ende Mai 2015 aufgeben. Seine Nachfolgerin und somit Chefin der Jury, die über den Literaturnobelpreis entscheidet, wird die Ästhetik-Professorin Sara Danius (Bild). Das kündigte Englund bei einer Rede auf dem Jahresabschlussstreifen der Akademie in Stockholm an. Englund hatte den Posten seit

2009 inne. Die 52 Jahre alte Literaturwissenschaftlerin aus Stockholm war im Dezember 2013 für den gestorbenen Knut Ahnlund als Nobelprejurorin in das Gremium aufgenommen worden. In ihrer Forschung widmete sie sich etwa Marcel Proust, James Joyce und Gustave Flaubert. Sie tritt als erste Frau an die Spitze der traditionell von Männern dominierten 18 Mitglieder starken Runde. Die Mitgliedschaft gilt nach den Statuten der Akademie von 1786 lebenslang. Das Gremium wählt seine neuen Mitglieder selbst aus. dpa